

Übung macht den Meister!

Von der Wiederentdeckung des Übens



Foto: Kristian Sekulic/Fotolia

Üben gilt häufig noch als Inbegriff einer autoritären Pädagogik. Für viele aus den Pädagogengenerationen nach 1968 ist es hoffnungslos gestrig, das Gegenteil von Entdeckerlust und Selbstverwirklichung. Aber das ist ein Zerrbild. Üben ist nicht gleich Üben ...

Reinhard Kahl

„Was würden Kleinkinder hinbekommen, ohne ihr ausdauerndes Üben?“

Man schaue sich Kinder an, wie sie Wasser schöpfen und gießen. Scheinbar machen sie ständig das Gleiche. Schöpfen und Gießen. An der uralten Spielkunst der Kinder kann man entdecken, was intelligentes, lustvolles und durchaus auch anstrengendes Üben vermag. Es hat wenig mit der Zwangsumschulung des Linkshänders zum Rechtshänder oder mit dem Einbläuen von Flötentö-

nen gemein. Aber genau diese Qual ist für viele noch gleichbedeutend mit Üben: Drill und Unfreiheit. Demzufolge wurde gleich ganz auf das Üben verzichtet. Aber der Abstand zwischen einengendem Überzwang und herausfordernder Übelust ist so groß wie der zwischen dem Exerzieren auf dem Kasernenhof und den Exerzitien in einem Zen-Kloster.

Was würden Kleinkinder – die Meister des selbstorganisierten Lernens – hinbekommen, ohne ihr ausdauerndes Üben? Ein Baby zieht sich am Stuhl hoch und fällt hin. Auch die ersten Schritte enden auf dem Boden. Das Laufen beginnt mit dem Fallen und so geht das monatelang. Erwachsene hätten längst aufgegeben. Aber das Kind macht weiter.

Üben ist natürlich

Am Lerngenie der Kinder kann man viel begreifen. Mit ihrer angeborenen Lust am Neuen nehmen sie sich etwas vor. Ihre ebenfalls angeborene Lust, zum Ziel zu gelangen, treibt sie, bis die Sache mit größter Leichtigkeit und wie automatisch gelingt. Die Erfolge dieses Lernens lassen sich gar nicht aufhalten. Irgendwann kann jeder laufen. Das Laufen selbst ist ja eine schöne Metapher für unser Thema. Physiologisch gesehen ist es aufgefangenes Fallen, und dieser Wechsel von Stabilität in Instabilität bleibt ein Leben lang. Beim Laufenlernen macht jeder seinen Grundkurs im Üben. Wir lernen von Fall zu Fall und wir lernen uns im Fallen zu fangen.

Viel komplexer, aber ähnlich strukturiert lernen wir sprechen. Auch hier geht erst mal nichts ohne Fehler. Mit Fehlversuchen wird die Welt aus Lauten und Bedeutungen erkundet. Langsam wer-

den Wörter und Grammatik aus dieser fürs Kind noch ungeordneten Ordnung von Lauten, Rhythmen und Gesten modelliert. Wörter werden ja nicht aus einer Datenbank mit Exceltabellen ins Gehirn exportiert.

Man stelle sich vor, Kinder würden Laufen und Sprechen so lernen wie in der Schule. Erst die Regeln und Theorie. Alles im Sitzen. Dann Anwendungen. Schließlich sechs Wochen ins Praktikum. Ach nein, würden viele Lehrer sagen, keine sechs Wochen Praktikum, wir müssen doch mit dem Stoff vorankommen, lieber nur vierzehn Tage. Wer könnte danach laufen oder sprechen?

„Beim Laufenlernen macht jeder seinen Grundkurs im Üben.“

Neugier und Forschergeist

Wer lernen will, muss immer schon etwas können. Die Reformpädagogik hatte hier die richtige Intuition: „Man kann nur etwas lernen, von dem man schon etwas weiß“, sagte Maria Montessori. Die Hirnforschung bestätigt diesen Zusammenhang heute auf ihre Weise. „Unser Gehirn kommt mit einem ungeheuren Schatz an Vorwissen auf die Welt“, argumentiert Wolf Singer, Direktor am Max-Planck-Institut für Hirnforschung, und fährt fort: „Dieses in der Architektur des Gehirns angelegte, von der Evolution mitgegebene Wissen wird während der Lebenszeit ergänzt und genutzt, um die Welt wahrzunehmen. Wahrnehmen ist, so gesehen, das Bestätigen vorformulierter Hypothesen.“

Hirnforscher, aber auch Kognitionspsychologen und vom Konstruktivismus beeinflusste Pädagogen rücken das Lernen schon bei Säuglingen in die Nähe des Forschens. Zwischen neuen Wahrnehmungen und bisherigem Wissen kommen Differenzen auf. Das führt zu Unsicherheit. Es entstehen Fragen. Die Neugier treibt weiter. Hypothesen werden gebildet und ihnen gemäß wird experimentiert. Kinder machen es ähnlich, allerdings wollen sie niemals nur etwas wissen, sie wollen etwas können. Sie wollen ihre Kompetenz steigern.

Kompetenz kann nicht wie Wissenshäppchen übernommen werden. Andere und sich selbst beobachtend versuchen Kinder sich dem Ziel anzuwandeln. Sie ahmen nach. Sie probieren eine Sache tausendmal und häufiger, denn Kopieren ist nicht möglich. Dabei entsteht, was Konrad Lorenz „Funktionslust“ nannte. Und weil die übend Lernenden das Neue immer in ihre bereits vorhandenen Wahrnehmungs- und Kompetenzarchitekturen einpassen müssen, ist die Nachahmung immer auch ein Selbstversuch. Dieses Üben verwandelt und stärkt die Person. Entwürdigendes Üben, das manch einem noch in Erinne-

rung ist, hat das Selbst nicht gestärkt, sondern geschwächt, denn es sollte möglichst gleich alles richtig gemacht werden. Mit der Zeit zum Üben wurde gezeitigt. Der Anspruch auf Perfektion aber erzeugt Versagen.

Auch das Laufen beginnt mit ausdauerndem Üben.



Foto: Limeyrunner/Fotolia

Intensität

Mitten im Ruhrgebiet findet man eines der interessantesten Projekte in der Vorschulpädagogik, die „Lernwerkstatt Natur“. In Mülheim wurde von der Stadt mit Unterstützung der Deutschen Telekom Stiftung in einem Park ein Glashaus errichtet, das man dort „Treibhaus der Zukunft“ nennt. Ganz in der Nähe ist ein Wald mit einer Schlucht und einem Bach. Das Haus dient Kindergärten als Basislager für Expeditionen in die Natur. Neben der Stadt und der Stiftung sind Erziehungswissenschaftler die Dritten im Bunde. Sie wollen herausfinden, wie der inzwischen viel beschworene Forschergeist der Kinder tickt.

Eines wurde sofort klar: nicht im Gleichakt. Jedes Kind braucht für die verschiedenen Dinge seine Eigenzeit. Kinder trödeln oder rennen. Sie bewegen sich nicht wie brave Kindergartenkinder in der Stadt, die Hand in Hand durch den Straßenverkehr geschleust werden.

Im Laufschrift und mit höchsten Tönen geht es in die Schlucht. Die Kinder sind zwischen vier und sechs. Sie haben vorher einen Bollerwagen mit Seilen, Schaufeln, Eimern, Sieben, Lupen und anderem Werkzeug bepackt. Unten am Bach hupsen die meisten mit ihren Gummistiefeln erst mal ins Wasser. Das gleiche Spiel, wieder und wieder, aber in wechselnden Rhythmen. Andere befestigen an Bäumen Tauen und ziehen sich den steilen Hang hoch. Das sieht gefährlich aus. Vielleicht zu gefährlich? Eine Wissenschaftlerin beruhigt. Noch nie wurde hier die Erste-Hilfe-Tasche benutzt. Am Bachufer haben Kinder eine Fabrik für verschiedene Arten Kleber eröffnet. Das nennen sie Arbeit. Andere springen immer noch ins Wasser, inzwischen nicht mehr gleichzeitig, sondern nacheinander.

Professor Gerd E. Schäfer von der Kölner Universität ist der Projektleiter und einer der wenigen Erziehungswissenschaftler, die sich in Deutschland mit den frühen Jahren beschäftigen. Nach zwei Jahren Beobachtungen in der „Lernwerkstatt Natur“ staunt er immer noch, mit welcher Intensität die Kinder

bei der Sache sind, zum Beispiel wenn sie sich tagelang am Wasser immer wieder im Schöpfen und Gießen üben. „Das müssen sie in hundert Variationen

„Der Anspruch auf Perfektion aber erzeugt Versagen.“

ausprobieren, mit Sieb, ohne Sieb, mit Sand im Sieb, mit Erde im Sieb, mit Blättern im Sieb, mit kleinen Flohkreb- sen im Sieb.“ Bei diesen scheinbar immer gleichen Übungen sind die Kinder auf der Suche nach neuen Variationen und entwickeln, so Schäfer, „eine unge- heure Ausdauer.“

Konzentrationsschwäche konnten die Erziehungswissenschaftler auch bei Kindern nicht finden, die im Kindergar- ten als konzentrationsschwach gelten.

„Üben“ war ursprünglich das Wort für eine Passion: es stand dafür, etwas zu vervollkommen.

Schäfers Kollege Reinhard Demuth, Professor am Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften in Kiel, kam bei einem Forschercamp mit Grundschü-

lern in den Sommerferien zum gleichen Ergebnis. Die Kinder kamen aus einer Schule im sozialen Brennpunkt. Die Leh- rer klagen darüber, dass sie sich nicht über eine längere Zeit konzentrieren können. Nichts davon im Sommercamp. Demuths Erklärung ist, dass sie ihre Sinne üben konnten und Aufgaben hat- ten. „Viele Kinder leben in einer Welt, die sie nicht wirklich mit ihren Sinnen, mit dem Hören, Sehen, Begreifen erfah- ren haben“, sagt der Professor für die Didaktik der Naturwissenschaften.

Lernen mit allen Sinnen

Kinder wollen die Dinge und zugleich sich selbst spüren und möglichst viel ausprobieren. Am liebsten würden sie in der Materie baden. Es geht ja nicht darum, etwas nur technisch auszufüh- ren. Sie beginnen einen Dialog mit den Dingen und es ist, als würden sie sich dabei selbst stimmen, so wie man ein Musikinstrument stimmt. Das ist Üben. Was bewirkt man beim Sprung in das Wasser? Wie reagiert der Matsch in der Kleberfabrik auf unterschiedliche Wassermengen und längeres Kneten? Was spürt der, der sich am Seil den Hang hochzieht? Das Wort Schwerkraft muss nicht fallen. Aber die Sache selbst ist ganz gegenwärtig. Man stelle sich vor, die Kinder würden stattdessen eine Hörkassette über Schwerkraft hören.

Und noch ein Dialog ist beim Üben dieser Art mit im Spiel, der Dialog zwischen Kopf und Hand. Der Philosoph Schopen- hauer fragte ja schon, ob der Kopf eine Hand hat, oder ob nicht vielmehr die Hände einen Kopf haben. Jedenfalls hat das Zusammenspiel beider die Evolution der menschlichen Gattung vorange- trieben, und sie ist für jeden Einzelnen erneut ein entscheidendes Lernmedium. Dabei entdecken die Kinder noch ein- mal, was die Koevolution von Kopf und Hand hervorbrachte, das Werkzeug. „Sobald die sinnlichen Mittel nicht mehr ausreichen, suchen sie Werkzeuge“, beobachtet Gerd E. Schäfer in der „Lern- werkstatt Natur“. Sich im Gebrauch der Werkzeuge zu üben, sei wichtiger als das vorschnelle Beibringen von Wissens- inhalten. 10 000 Stunden sagt man, müsse ein Musiker oder guter Handwer- ker sein Instrument geübt haben: wie- derholen, variieren, wiederholen.

Schäfer geht noch weiter. Er beobachtet, wie die Kinder denken. Denken? Sie machen die Erfahrung, dass alles immer etwas anders ist, dass etwas dazwischen- kommt, dass sie selbst im Fluss sind und übend ihre Wirksamkeit erhöhen kön- nen. „Denken“, so die ganz alte Defi- nition von Plato, „ist das Gespräch zwi- schen mir und mir selbst.“ Das üben Kinder mit allergrößter Freude an den Sachen und mit Vorfreude auf sich selbst.



Foto: jerome berquez/Fotolia

Flow

„Üben ist für Kinder ein Schreckgespenst“, warnte der große Pianist und Komponist Arthur Schnabel. Er wollte das Wort am liebsten verbieten, denn man kann Kinder nicht für Musik begeistern, wenn man sie ihnen wie eine bittere Medizin aufzwingt. In seinen Erinnerungen „Aus dir wird nie ein Pianist“ schlug Schnabel vor, die Drohgebärde, „hast du heute schon geübt“, durch die freundliche Ermunterung zu ersetzen: „Hast du heute schon Musik gemacht?“

Aber welches Wort man auch gebraucht, die Bedeutung hängt letztlich an der Betonung. Es gab Zeiten, da klang „Üben“ ganz anders als das garstige Wort, das der 1951 verstorbene Schnabel streichen wollte. Da kündete „Üben“ nicht den entbehrungsreichen Weg zum fernen Ziel an, das dann zumeist gar nicht erreicht wird und die Sache mehr verleidet als fördert. Üben bedeutet das genaue Gegenteil davon. Es war ursprünglich das Wort für eine Passion. Es stand dafür, etwas zu vervollkommen. Üben war gewiss nicht leidensfrei und auch nicht ohne Anstrengung möglich, aber schon der Anfänger genoss es, denn es machte hellwach und öffnete die Aufmerksamkeit.

„Es geht darum, etwas zu üben und sich zu üben.“

Der Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi hat für dieses Glück, ganz gegenwärtig zu sein, das Wort „Flow“ geprägt. Er findet Flow zum Beispiel bei Bergsteigern. Flow wird bei der Hingabe an eine Sache freigesetzt. Flow kommt auf, wenn Kinder im Spiel versinken, selbstvergessen und voller Ernst. Um Flow zu erreichen, muss man vom Druck des aufgeschobenen Lebens frei sein.



Foto: Jamie Wilson/Fotolia

Kinder wollen viel ausprobieren, um damit die Dinge und sich selbst zu spüren.

Sich üben

Die Rationalisierungen der Industriegesellschaft haben dem Üben das genommen, was zum vollständigen Üben gehört: Es ist Arbeit am Material, das geformt werden soll. Dabei kommt ein Dialog mit den Sachen auf, die Wider-

stand leisten. Zum Üben werden Werkzeuge oder Instrumente gebraucht. Sie zu beherrschen ist eine Erweiterung des eigenen Körpers. 10 000 Stunden, so zeigen übereinstimmend Hirnforscher und andere Wissenschaftler, braucht man, um eine Sache gut zu können. Auf diesem langen Weg braucht man Vorbilder. Anfänger suchen Meister. Die Meister haben ihren Eigensinn, sie machen es auf ihre Weise und sie haben das Üben keineswegs hinter sich. Es geht darum, *etwas zu üben und sich zu üben*. Immer arbeitet der Übende auch am Verhältnis zu sich selbst.

Die Arbeitshaltung des Industriezeitalters setzte jedoch Technik an die erste Stelle und entwertete das Subjekt.

Das krumme Holz, das der Mensch nach Immanuel Kant nun mal ist, sollte geradegehobelt werden. Das einseitig gemachte, rein wiederholende Üben, dem mit dem Variieren der Sinn für Differenz genommen wurde, schien dafür das geeignete Mittel. Manchmal scheint es, als sei das in den letzten 150 Jahren fast gelungen. Vielleicht stehen wir am Wendepunkt. Man muss einen besseren Umgang mit dem krummen Holz üben. Wie lässt sich aus der spezifischen Krümmung eines jeden sein Eigensinn bilden? Durch Üben. Und das ist Wiederholen, Variieren, Wiederholen. Und vor allem: Do it your way!

Reinhard Kahl, studierte Erziehungswissenschaften, Philosophie, Soziologie und Psychologie und ist Journalist, Autor sowie Regisseur- und Produzent von Fernseh- und Videodokumentationen.

Kontakt

www.reinhardkahl.de

Internettipp:

Deutsche Telekom Stiftung

www.telekom-stiftung.de

(> Frühe Bildung > Lernwerkstatt Natur)